

WAS KANN DIE PHILOSOPHIE?*

Ivo De Gennaro

für Gino Zaccaria

Jeder Frage ist ein Ton eigen. Aus dem Ton spricht die Absicht des Fragenden. Die Absicht ist, worauf es die Frage schon abgesehen hat, was sie im voraus bestimmt. So kann die Frage: „Was kann die Philosophie?“ im Ton einer nüchternen Erkundigung erklingen. Die Absicht geht dann auf die Erhebung einer Information, die bestimmt ist von einem Verständnis der Philosophie als ein Wissen, dessen Funktion es ist, in gegebenen Problemzusammenhängen einen Kenntnisbeitrag zu leisten. In derselben Frage kann aber auch ein Ton zuversichtlicher Erwartung liegen, die auf Rat und Hilfe in wechselnden Lebenslagen hofft. Dabei ist die Auffassung leitend, das philosophische Wissen sei eine über die gängigen, an das unmittelbar Vorliegende gebundenen Überlegungen und Ratschlüsse hinausgehende, gleichsam überschüssige Weisheit, die dennoch auf das Leben bezogen bleibt. Schließlich kann die Frage „Was kann die Philosophie?“ in einem herausfordernden Ton gestellt sein. Deren Absicht ist die Herabwürdigung und letztlich die Abschaffung der Philosophie. In diesem Fall macht sich das Vorurteil geltend, dass echtes Wissen nur sei, was in einem Kontext definierter Nützlichkeit einen nachweislichen Vorteil bringt; da aber von vornherein entschieden ist, dass die Philosophie den Nachweis ihres Nutzens schuldig bleiben muss, liegt bereits in der Frage das Urteil, dass es die Philosophie nicht geben soll.

Den drei exemplarisch genannten Frageabsichten ist gemeinsam, dass sie mit ihrem Ansinnen von außen an die Philosophie herantreten. Selbst außenstehend, wollen sie, dass die Philosophie sich dem außerhalb ihrer liegenden Bereich anmessen und nach dessen Maßgabe bewähren möge. Der Bereich, der außerhalb der Philosophie liegt, ist die in sich abgestufte Unmittelbarkeit des Lebens. Er ist dadurch gekennzeichnet, dass ihm, für sich genommen, das Maß fehlt, nach dem die Dinge sich in ihrem Sinn zeigen, auf ihren Sinn hin befragbar und entscheidbar sind. Zwar folgt der Mensch im Umgang mit den Dingen einer Weisung, die von den gegebenen Dingen selbst kommt,

* Der Artikel gibt den leicht überarbeiteten Text eines Vortrags auf der Tagung „Was kann Philosophie?“, die am 5. Oktober 2019, unter der Leitung von Georg Siller, anlässlich des zehnjährigen Bestehens des „Philosophischen Cafés“ der urania meran an der Akademie für deutsch-italienische Studien abgehalten wurde.

doch er findet zu diesen kein freies Verhältnis. Für einen Bezug zum Sinn der Dinge fehlt das geeignete Wort, fehlen Zeit und Raum. Die Lebensunmittelbarkeit ist bestimmt durch die Schwere dieses unfreien Umgangs, in dem der Mensch, meist ohne eigens darauf zu achten, vom stummen Andrang der Dinge belagert ist.

Die offensiv gestellte Frage: „Was kann die Philosophie?“ ist freilich ahnungslos hinsichtlich dessen, was diese Belagerung aufheben und ein freies Verhältnis zum Sinn der Dinge stiften kann. Vielmehr setzt sich in ihr die Forderung durch, die Philosophie möge vorzeigen, welche Leistung sie in Anmessung an das für sich genommen Maßlose beizubringen imstande sei: sie möge, anders gesagt, an den belagernden Dingen selbst sich als nützlich erweisen und bewähren, somit da, wo kein Sinn aufgeht, bewirken, was nach dem Maßstab dieses Sinnlosen als sinnvoll erscheint. Auf diese Weise erhebt jede von außen an die Philosophie herangetragene Frage das für sich genommen Maßlose zum Maß und fordert einen Sinn ein, indem sie zugleich auf der Sinnlosigkeit beharrt.

Worauf trifft die Frage, die von außen her das Können der Philosophie feststellen will? Antwort: sie trifft auf nichts. Zwar stellt sie die Philosophen zur Rede und prüft deren Gedanken auf eine bereits entschiedene Tauglichkeit. Allein, die Prüfung geht ins Leere. Warum? Weil die Philosophie sich je schon aus dem Bannkreis des solcherart nachrechnenden Prüfens verabschiedet hat. Das Sichverabschieden aus der Bedrängnis durch den Anspruch der sinnlosen Dinge geschieht nicht in der Absicht, sich einer Verantwortung zu entziehen und gegen ein Urteil abzusichern. Sondern dieses Sichverabschieden, besser: dieses Sich-schon-verabschiedet-Haben ist, was die Philosophie eigentlich kann und was sie deshalb ist. Das Können der Philosophie beruht darin, dass sie sich schon verabschiedet hat aus der Umzingelung durch die — was ihren Sinn und Unsinn betrifft — stummen und insofern sinnlosen Dinge.

Das Können dieser Art ist kein bloßer Kunstgriff, kein rhetorisches Spiel. Es ist bestimmt durch eine Not. Wir vernehmen diese Not, indem wir aufmerksam werden auf den Grundton, der in der Belagerung durch die Dinge spricht und der unser Augenmerk erst vom unmittelbaren Umgang mit ihnen auf ihren Sinn lenkt. Weil dieser Grundton still ist, bleibt er im Lärm des stummen Dingbetriebs meist überhört. Die Not in der Stille des Grundtons ist der Anspruch einer Entsetzung von jener Belagerung, einer Absetzung gleichsam des darin handelnden wortlosen Willens. Insofern die Belagerung eine Ausweglosigkeit bedeutet, lässt sich derselbe Gedanke auch so sagen: die das Können der Philosophie bestimmende Not ist der Anspruch eines Auswegs aus der Ausweglosigkeit.

Die Philosophie selbst ist das Wissen, das diesem Anspruch schon entsprochen hat; ihr Können besteht darin, der Not eines Auswegs aus der Ausweglosigkeit zu entsprechen.

Was die Philosophie als Entsprechung kann und also ist, ist die Übernahme einer Not. Ihr Können ist, weil durch eine Not bestimmt, selbst nötig; es ist ein Nicht-anders-Können-als, d. h. ein Müssen. Demnach lässt sich das Können der Philosophie kennzeichnen als das Sichverabschieden-Müssen aus der ausweglosen Belagerung durch die sinnlosen Dinge — die Dinge, zu deren Sinn der Mensch in keinem freien Verhältnis steht. Der Satz: „Philosophie ist das Sichverabschieden-Müssen aus der Ausweglosigkeit“ ist die sachgemäße Antwort auf die Frage: „Was kann die Philosophie?“ — sachgemäß deshalb, weil die Frage nicht von außen an die Philosophie herangetragen, sondern aus der Sache der Philosophie selbst gefragt ist.

Die so formulierte Antwort reicht allerdings nicht hin: sie bedarf, um hinreichend zu sein, einer Ergänzung. Die Antwort ist zu ergänzen durch die Angabe dessen, wohin die Philosophie als solche sich verabschieden muss, wohin sie selbst die nötige Verabschiedung gewesen ist. Das Wovon des Sichverabschiedens wurde genannt: es ist das Maß- und Sinnlose der wortlos, gleichsam diktatorisch vorgegebenen Dinge. Für die Philosophie sind seit ihrem Beginn die so erfahrenen Dinge das bloß Werden und Vergehen — jenes, was, sinnlich wahrnehmbar, in unaufhörlicher Wandlung fortrollt und verfließt, ohne dass in diesem Fortgang ein letztes Ziel zugesagt, der Abschluss in ein In-sich-Stehendes vorgezeichnet, das Zur-Ruhe-Kommen in einer Vollendung versprochen wäre. In dieser Kennzeichnung liegt bereits die Antwort auf das Wohin des Sichverabschiedens. Philosophie ist das vorausgesagte Sichverabschiedenmüssen in solches, was im Unterschied zum stummen Fortriss des Vergehenden und Unbeständigen das in sich Bleibende und Beständige, in Abhebung zum bloß Verfallenden das Immerwährende, in der Differenz zum Grund- und Haltlosen das Grundmäßige und Verweilende, derart aber das einzig Wahre und Maßgebliche ist. Die sachgemäße Antwort auf die Frage: „Was kann, und d. h. was ist, die Philosophie?“ lautet demnach in der Ergänzung: Die Philosophie ist, als das Sichverabschieden-Müssen aus der Ausweglosigkeit, das Sichverabschieden-Müssen ins Verweilende.

Die Tradition der Philosophie seit dem Anfang im griechischen Denken, ihre gesamte Geschichte beruht im Wandel der Gestalten, die das Sichverabschieden-Müssen ins Verweilende angenommen hat. Sich wandelnd und jeweils anders ist dabei der Anspruch der Not, woraus sich das Können der Philosophie bestimmt; anders ist entsprechend das Wohin des Sichverabschiedens; anders ist

schließlich die Art und Weise, die Methode, durch die das nötige Sichverabschieden sich gründet. Rufen wir in einem knappen Hinweis zwei dieser Gestalten in Erinnerung, die zugleich die Geschichte der Philosophie in ihrem Beginn und in ihrem Ende begrenzen.

Platons Höhlengleichnis¹ zeichnet bildhaft den Unterschied und die Bezüge zwischen der Sphäre des sinnlich Erfahrbaren und derjenigen des nur Denkbaren nach. Die Gefangenen in der Höhle sind ausschließlich dem vereinnahmenden Ablauf der wort- und wesenlosen Schatten ausgeliefert. Ihre Lage ist ausweglos, sofern sie die Schatten nicht als solche noch sich selbst als Gefangene erkennen, ihnen also der Unterschied zwischen Ding und Schatten, zwischen Freiheit und Gefangenheit unzugänglich ist. Zwar mögen sie das Bedrängende des jede Mitsprache ausschließenden Auftretens und Verfallens der Schatten verspüren, unter der Last des Sinnlosen und der Trägheit des eigenen Seins leiden und insofern Not leiden. Doch auch dieses Leiden ist wortlos. Solange die Menschen unbetroffen sind von der Not, die im Fehlen des freien Verhältnisses zu den Schatten, folglich in der Fremdheit der Dinge und der Entfremdetheit vom eigenen Selbst spricht, bleiben sie unvermerkt in ihrer Benommenheit gefangen.

Das Betroffenwerden von dieser Not ist im Gleichnis gefasst als das Abfallen der Ketten, von dem Platon sagt, es geschehe von selbst, d. h., philosophisch gesprochen, aus dem Seinsbezug, sofern dieser sich nur aus ihm selbst heraus wandelt. Sind erst die Ketten abgefallen, mag es sich unter günstigen Umständen begeben, dass einer sich umwendet und dem Anspruch der Not bis zum Ausweg aus der Höhle und ans Tageslicht folgt. Dieses Hinausfinden nennt Platon *phygē*, d. h. Flucht im Sinne der Abhilfe und des Auswegs: nicht also die der Philosophie gern nachgesagte Weltflucht, sondern der nötige Abschied aus dem Chaos der bloßen Flüchtigkeit. Die Flucht selbst ist getragen von der Anziehung dessen, was, außerhalb der Höhle weilend, vom Chaos unangetastet bleibt. Dieses Verweilende sind die Ideen, d. h. die Eignung, in der die Dinge als solche sichtbar werden. Zuoberst im Verweilenden steht, als dessen Grund, die Idee des Guten — das ursprüngliche, nicht hinterfragbare Aufblitzenlassen der Eignung selbst und zugleich deren Zueignung an den Menschen. Vom Guten, dem grundhaften, in sich beständigen Ursprung, gleichsam der Eignung der Eignung, geht das Anziehende, der Eros der Ideen aus. Das Gute ist selbst der Eros und somit das Begehrlichste. Indem die Ideen das Gute brechen wie ein Prisma das Licht, halten sie das Maß bereit,

¹ *Politeia*, Buch VII, 514-517.

aus dem die Dinge sich dem Menschen am Merkmal ihrer Eignung als sinnvoll oder unsinnig zeigen können.

Dadurch, dass ein Mensch sich in den Einblick in die Ideen eingewöhnt hat, ändert sich an der Konstellation der beiden Sphären — hier, unablässig verfallend, das sinnlich Wahrgenommene und die diesem anhaftenden Begriffe; da, durch eine Kluft getrennt, prangend in unverrückbarer Wahrheit, das rein im Denken Erkannte — nichts. Allerdings sieht Platon den Befreiten verpflichtet zur Rückkehr aus der Abgeschlossenheit der Ideen. Zurück in der Höhle, kann er, eingedenk der Not des Abschieds, nach erneuter Eingewöhnung in die Lichtverhältnisse den Gefangenen die Schatten als solche aufzeigen, aus seiner Kenntnis der Urbilder dem Umgang mit dem Wandelbaren ein Maß unterlegen und dessen Sinn verdeutlichen. Allerdings stößt, was der Rückkehrer den vordem Mitgefangenen zu sagen hat, bei diesen auf Ablehnung. Denn sie erwarten sich Gewinn und Vorteil im Betreiben des Maßlosen und wollen folglich nichts wissen von der Not, da, wo ein freies Verhältnis zum Sinn fehlt, Abhilfe zu schaffen.

Am anderen Ende der Philosophiegeschichte stellt sich für Nietzsche erneut die Frage nach dem Ausweg aus dem Maß- und Sinnlosen. Freilich hat sich inzwischen die metaphysische Problemlage von Grund auf gewandelt. In Nietzsches Erfahrung, die durch eine Umkehrung und letzte Aufsteigerung der durch Platon begründeten Denkweise zur Geltung gebracht werden will, gibt es nicht mehr die Welt des Sinnlichen und, im Unterschied dazu, die des nur Denkbaren, somit auch keinen Abschied von jener als Ausweg in diese. Indem das Jenseits des Ewigen, Beständigen, Guten und Wahren als eine kalkulierte Erfindung entlarvt ist, wird auch dessen Gegenpart, das Diesseits des Zeitlichen, Wandelbaren, Bösen und Scheinbaren, als solcher hinfällig. Als einzige Wirklichkeit bleibt das Werden des Lebensalls und dessen Bewegungsgrund: der Wille zum Stärkerwerden, zum Wachstum, zum Mehr — in einem Wort: der Wille zur Macht. Alles ist Leben und das Leben selbst ist Wille zur Macht. Was das Leben als eine Bedingung für es selbst, d. h. für die nachhaltige Machtsteigerung erkennt, ist ein Wert. Leben heißt: der Macht die Erhaltung und Steigerung sichern und dafür aus der vorgreifenden Machtempfindung heraus Werte setzen.

Aus dieser Grunderfahrung diagnostiziert Nietzsche, dass das bisherige, durch den Platonismus geprägte Menschentum in der eigenen Weise der Wertsetzung den im Werden liegenden Willen zur

Macht und damit das Leben selbst stets verneint hat.² Die Not, die er im Werden vernahm, ließ den bisherigen Menschen die Ausflucht aus der Sinnlosigkeit nach platonischem Vorbild in der Erdichtung eines Seienden, im Gegenentwurf eines Übersinnlichen, Ewigen, Bleibenden suchen. Der oberste Garant dieses über dem Leben stehenden Reiches war Gott. Als höchster Wert und als Maß aller Werte verbürgte er den absoluten Wert des Menschen und stellte jegliches her ins Licht seiner relativen Wertigkeit. Das Können der überlieferten Philosophie entspricht nach Nietzsche der Not, Wertordnungen zu entwerfen, in denen ein überirdisches Gebäude des an sich Seienden, in sich Beständigen, Asyl bietet vor dem für sich genommen wertlosen Fluss endlosen irdischen Werdens. Dieses — unter gewissen Lebensbedingungen nötige — Schema eines Auswegs aus der Ausweglosigkeit, das die Minderwertigkeit des Werdenden und also des Lebens selbst fixiert, nennt Nietzsche moralisch. Die Tradition des Platonismus ist die Tradition der Moral. Ihr maßgebliches Seiendes ist der moralische Gott.

Das moralische Schema trägt jedoch den Keim der eigenen Aushöhlung und Zersetzung in sich. Die Selbstzersetzung der Tradition platonistischer Wertsetzungen ist gleichbedeutend mit der Heraufkunft des Nihilismus. Dieser ist die Entwertung der obersten Werte und damit der Einsturz nicht nur der überlieferten Wert-Gebäude, sondern der Möglichkeit selbst, gegen die Zweck- und Sinnlosigkeit des Werdenden, gegen die Nichtigkeit des Lebens Auswege nach der Art der Moral zu erfinden. Aus der Perspektive des Menschen bedeutet das, dass die Welt ins ausweglos Maß- und Sinnlose, das Menschenleben selbst in die Wertlosigkeit zurückfällt. Infolge der Entwertung der hergebrachten Werte erscheint die Welt wiederum als ein umsonst ablaufendes, ewig ins Nichts fortrollendes Geschehen, dem ein Warum, ein Ziel, eine Erfüllung versagt ist; dem Menschen, der erst zu sich selbst unterwegs, noch in der Menschwerdung begriffen war, droht vollends der Absturz in die brutalitas.

Das Umsichgreifen des Nihilismus, d. h. die Unmöglichkeit der moralischen Welt-Interpretation, gepaart mit dem Unvermögen des noch moralisch gepolten Menschen, sich das nackte Erdenleben als Bedingung der Machtsteigerung, d. h. als Wertressource zu setzen, geht einher mit dem „ungeheuren Prozess“ in Richtung der „unvermeidlich bevorstehende[n] Wirtschafts-Gesamtverwaltung der Erde“.³ Dieser Prozess ist die losgelassene Kraftentfaltung einer

² Zum Folgenden vgl. F. Nietzsche, *Der europäische Nihilismus*, in: ders. *Nachlaß 1885 – 1887*. Kritische Studienausgabe, Bd. 12. München: Deutscher Taschenbuchverlag, S. 211 ff.

³ A.a.O., S. 462. Die folgenden Zitate beziehen sich auf dieselbe Stelle.

erdumspannenden machinalen, d. h. von der Perspektive und Funktionsart der Maschine geprägten Ökonomie, die als Bedingung ihrer selbst einen „immer ökonomischeren Verbrauch von Mensch und Menschheit“, eine „immer fester ineinander verschlungene ‚Maschinerie‘ der Interessen und Leistungen“ will. Weil der Mensch, solange er den moralischen Zwecken verhaftet bleibt, dieses „ungeheure Räderwerk“ nur bedienen, nicht aber als Bedingung des eigenen Wachstums setzen kann, entsteht umgekehrt „die Anpassung, die Abflachung, das höhere Chinesentum, die Instinkt-Bescheidenheit, die Zufriedenheit in der Verkleinerung des Menschen“ auf „eine spezialisierte Nützlichkeit“ innerhalb jenes Räderwerks.

Die machinale Ökonomie, zu deren Sinn der Mensch in kein eigentliches, bejahendes Verhältnis kommt, ist die Gestalt der Höhle im Ende des Platonismus. Die Gefangenen sind die „letzten“, auf ein Minimum an Kraft und Wert reduzierten Menschen. Die Schatten sind die wertlosen Dinge. Das letzte Aufgebot der Moral kleidet sich in ein „erfundenes Glück“⁴ und schafft die Ersatzreligion des „ökonomischen Optimismus“, der an ein errechnetes, durch quantitatives Wachstum erwirktes Allgemeinwohl glaubt.

In diesem warumlosen Prozess, in dieser — von der Warte des Menschen aus gerechnet — unwirtschaftlichen Ökonomie des heraufkommenden Nihilismus liegt jedoch der stille Anspruch einer Not, die einen Ausweg, d. h. einen Weg zur Überwindung des Nihilismus weist. Der Ausweg aus dem für sich sinnlosen Prozess der „Wirtschafts-Gesamttverwaltung der Erde“ verlässt diesen Bereich nicht. Vielmehr verlangt er, dass der Mensch selbst sich von seiner lebensverneinenden, moralischen Gestalt verabschiede und die losgelassene, nackte Machtentwicklung dem eigenen Leben als Wert, d. h. als Ermächtigungsbedingung unterstelle, um sie endlich als Gelegenheit seines Zu-sich-selbst-Kommens, seiner noch ausstehenden Menschwerdung zu ergreifen.

Der über sein bisherige, moralische Gestalt hinauswachsende Mensch — kurz: der Übermensch — ist nicht mehr gefangen im selbstentworfenen Dualismus von wahrer und scheinbarer Welt, von Jenseits und Diesseits, von Gut und Böse; die wahre *und* die scheinbare Welt sind zugunsten des einen Weltwerdens abgeschafft. Der Mensch, der sich zu seinem stärkeren Typus verabschiedet hat, kann ja sagen zum Leben als Wille zur Macht und gemäß der eigenen Kraft als Wert setzen, was immer in der Perspektive dieser Kraft als lebenssteigernd erscheint. Auf diese Weise schafft der

⁴ F. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*. Kritische Studienausgabe, Bd. 4. München: Deutscher Taschenbuchverlag, S. 19 f.

Übermensch einen ausgeglicheneren Krafthaushalt, bringt ins maßlos Verfließende ein Maß, ins Sinnlose einen Sinn; das werdende ist nicht mehr *nichts*, sondern *etwas*. Der Übermensch ist somit der mäßige, moderierende, nüchtern wägende Mensch, der besonnen rechnende Sinnbringer; mit dem Ja zum Leben hat er sich abgesetzt vom besinnungslosen Taumel der letzten Menschen, die die Minimierung ihres Lebens umdichten in Fortschritt und Glück. Der Übermensch ist „der Sinn der Erde“.⁵ Um den Ausweg des Übermenschen zu lehren, kehrt Zarathustra von seinem Berg zu den Menschen zurück.

Freilich scheint es zunächst, als greife für Nietzsches Philosophie die vorhin gegebene Formel des Sichverabschieden-Müssens ins Verweilende nicht. In der Tat ist in seiner Erfahrung alles Seiende, Bleibende, Ewig-Unveränderliche nur die inzwischen notlose Setzung des Interpretationsgebarens des bisherigen Menschen, der sich ans Moralische klammert und dadurch zuletzt in den Sog des Nihilismus verstrickt bleibt. Demnach charakterisiert entweder die genannte Formel nicht die Philosophie im Ganzen oder Nietzsche gehört nicht in die Philosophie. Doch das Gegenteil ist der Fall: zwar gibt es in seiner Metaphysik nur werdendes, Veränderung, Lebensfluss in verschränkten Perspektiven des Kraftvergleichs. Jeder einzelne bejahte Augenblick des Weltwerdens ist jedoch als vergehender zugleich verweilend — nicht, indem er durch alle Zeit hindurch dauert oder außerhalb der Zeit steht, sondern, indem er selbst ewig in gleicher Form, das in ihm einzig Verzeichnete als das Gleiche wiederkehrt. Die ewige Wiederkunft des Gleichen ist der stillste Grundgedanke, dessen Not Nietzsche in der Ausweglosigkeit des Nihilismus vernimmt und der erst die Bestimmung der Macht als einziger Eignung des Lebens ermöglicht. Entsprechend heißt es in einer nachgelassenen Aufzeichnung: „Dem Werden den Charakter des Seins *aufzuprägen* — das ist der höchste *Wille zur Macht* ... Daß *Alles wiederkehrt*, ist die extremste *Annäherung einer Welt des Werdens an die des Seins: Gipfel der Betrachtung*“.⁶ Das Denken, dadurch der Mensch sich zum Übermenschen prägt, ist der Ausweg aus dem Nihilismus in das unabwertbare Verweilen der Lebens in der Weise der ewigen Wiederkehr.

Allein, der von Nietzsche erfahrene Nihilismus ist nur der Vorbote eines anderen Nihilismus, in dem eine andersartige Not, bzw. dieselbe Not, jedoch ganz anders, spricht. Nennen wir diesen andersartigen Nihilismus den technischen. Der technische Nihilismus ist unsere Gegenwart. Dessen

⁵ A.a.O., S 14.

⁶ Nietzsche (wie Anm. 2), S. 312.

Not ist so beschaffen, dass keine Gestalt des Sichverabschiedenmüssens ins Verweilende, kein Ausweg ins Seiende, Ewige ihr entsprechen kann. Das Diktatorische der technischen Dinge, der Wille, der in ihnen spricht, gewährt weder deren Übersteigerung in eine Transzendenz noch deren Setzung als Werte für das Leben. Nicht nur fehlen die Auswege, sondern alles Weghafte ist als solches entzogen; nicht nur ist alles Weghafte entzogen, sondern diese Entzogenheit selbst bleibt vergessen. Dadurch kann die Philosophie in ihrer hergebrachten Gestalt der Not im Anspruch dessen, was in der Stille des technischen Nihilismus schon handelt, nicht entsprechen. In den durch die genannte Formel bezeichneten Möglichkeiten spricht sie auf jene Not nicht an und ist folglich sprachlos. Die Philosophie endet in dieser Sprachlosigkeit. Aus ihrem Ende ergeben sich zwei mögliche Weisen der Entsprechung zum technischen Nihilismus.

Die eine Weise ist die Auflösung der Philosophie in die Wissenschaften. Das heißt: den von der Philosophie losgelösten Wissenschaften ist die alleinige wissensmäßige Erfassung der Erde übertragen. Diese nutzen zum Zweck der Bereitstellung immer spezialisierterer Kenntnisse die aus der philosophischen Not geprägten Begriffe als funktionale Annahmen für die operativen Erfordernisse der Forschung, also unter Ausschaltung der Maßverhältnisse und Sinnbezüge, die ursprünglich in jenen Begriffen liegen. Anders gesagt: die Wissenschaften philosophieren gleichsam, ohne jedoch, dass es dabei — weil dazu die Not fehlt — philosophisch wird. Was heute an den planetarischen Universitäten und Forschungseinrichtungen maßgeblich produziert und vermittelt wird, sind diese philosophielosen Philosophien. Indem sie dem Willen des technischen Nihilismus die Herrschaft über die Dinge sichern, entsprechen sie auf ihre Weise dem, was dieser Nihilismus will. Und was will er? Ein Können, nämlich die Kunst des Verfügbarmachens der Dinge für die uneingeschränkte Planung und Steuerung, in der sich der im Nihilismus handelnde Wille jederzeit und allerorten ausreizen kann. Der Wille reizt sich aus in der ungehemmten Gewalt des Machens. Diese verlangt die unbedingte Sicherung der Maß- und Sinnlosigkeit durch die Überstellung von allem — Mensch und Gott, Natur und Kunst — in die restlose Machbarkeit. In dieser Überstellung besteht die Aufgabe der heutigen, technisierten Wissenschaft. Zwar antwortet sie vielerorts billig auf die Nöte der Zeit und entspricht dabei durchaus dem Willen des Nihilismus; doch sie entspricht als solche nicht der Not, die in diesem Willen liegt. Für diese Not fehlt ihr, wenn nicht der Sinn, so doch das geeignete Wort.

Damit ist bereits die andere Weise der Entsprechung angezeigt, die sich aus der Sprachlosigkeit der Philosophie ergibt. In ihr geht es nicht um die Umsetzung des im technischen Nihilismus handelnden Willens durch die Übersetzung philosophischer Begriffe in kybernetische Operatoren. Sondern es gilt, im Wort der Not zu entsprechen, die in der Sinnlosigkeit des nur Machbaren spricht und aus der durch keine Überhöhung des Seienden ein Ausweg ist.

Um die Möglichkeit dieser Entsprechung freizugeben, muss die Philosophie in ihrem Ende einen Schritt tun, den sie *als* Philosophie streng genommen nicht tun *kann*, weil sie ihn als Philosophie nicht tun *muss* —: sie muss sich von sich selbst verabschieden. Demgemäß stellen wir abschließend die Frage: Durch welches Können, das ein Müssen ist, verabschiedet sich die Philosophie von sich selbst, um der Not zu entsprechen, die den Menschen aus dem technischen Nihilismus als dem Grundzug des gegenwärtigen Zeitalters angeht?

Die Antwort, die sich aus der Erfahrung des bisher verfolgten Weges zuspricht, lautet: Das im strengen Sinn nicht philosophische Können, kraft dessen die Philosophie sich von sich selbst verabschiedet, ist: das Verweilen in der Muße des Abschieds.

Diese Antwort lässt freilich ratlos. Dass damit etwas Bedeutsames gesagt, gar die Form des gegenwärtig nötigen Denkens bezeichnet sein soll, ist zunächst nicht einzusehen. Das Verweilen in der Muße des Abschieds: das klingt am ehesten nach einem meditativen Zugang zur Trauerarbeit.

Halten wir dennoch kurz bei dieser Wendung inne. Sobald der Miston, das Verstörende dieses unverständlichen und unbrauchbaren Bescheids abgeklungen ist, merken wir, dass er sich von der Formel, die das Können der Philosophie charakterisiert, gleichsam nur durch eine Umstellung der Begriffe unterscheidet. Dies wird deutlicher, wenn wir beachten, dass müssen und Muße verwandte Wörter sind. Beide gehören, ebenso wie messen, Maß und Mal, zu der idg. Wurzel *mē[d]-, in der der Zug des Abschreitens, Absteckens, Messens spricht. Muße ist das geeignete Mal, die geschickte, zugemessene Gelegenheit, weiter gedacht: der günstige Zeit-Raum, um zum Sinn und Unsinn der Dinge in ein Verhältnis zu treten. Müssen heißt: sich fügen in die Not, die aus der Muße spricht; dem Anspruch einer Not entsprechen im Errichten und Bergen ihres Zeit-Raums.

Das Sichverabschieden-Müssen ins Verweilende — das Verweilen in der Muße des Abschieds: Statt uns von der Philosophie fortzuführen, scheint uns die neue Formel zurückzuhalten in einer Nähe, die im Selben der Philosophie liegt, über die die Philosophie gleichwohl ständig hinweggeht. Diese von der Philosophie unbemerkte Nähe ist die Muße des Abschieds. Statt uns zu verabschieden

in ein Verweilendes — wozu nunmehr die Not fehlt —, sehen wir uns in einen Bereich gerückt, durch den der Mensch sich in gewisser Weise immer schon bewegt, in dem er jedoch noch nie als er selbst zu sich gekommen ist. Wir gehen nicht über die Dinge hinaus, um diesen nach ihrem Willen nachträglich einen Grund und damit Maß und Sinn zu liefern. Der Aufenthalt in der Nähe ist noch ohne Ding und Welt; und doch wartet darin eine Ungehindertheit und Wegsamkeit, die kein Ding abhalten möchte, dass es selbst in seinem Welt-Sinn erglänze.

Der Abschied von der Philosophie verlangt, dass wir auf das Befremdliche unserer Zeit achten und bei diesem verweilen, um auf die daraus ansprechende Not aufmerksam zu werden. Zu diesem Befremdlichen gehört die wortlose Unterdrückung der Dinge; die stumme Gewalt des Verhältnisses zur Natur; die uneingestandene Zwietracht der Geschlechter; die heimtückische Vernichtung des Wissens; das geleugnete Unvermögen zum Tod; die verbrämte Unwahrheit der Gemeinschaft; die unvermerkte Unzeit der maschinellen Wiederkunft des Gleichen; schließlich das Befremdlichste, dass all dies nur mit dem stillen Einverständnis des Menschen erfolgen kann.

Der jetzt zu erfahrende Abschied ist nicht ein Abschied des Menschen von etwas, auch nicht vom technischen Nihilismus. Sondern der Abschied selbst ist, was wir eigentlich als den Anfang denken müssen: die letzte Verabschiedung, aus der jedes Zeitalter, also auch der Nihilismus, anfängt, um wieder in dieser Verabschiedung zu enden. Versteht sich der Mensch auf diese Verabschiedung, kommt er zu sich in der Muße des Abschieds. Der Ausweg aus dem technischen Nihilismus beruht darin, diesen aus dem Verständnis seiner Not in seinen Anfang zu verabschieden.

Was kann die Philosophie? Die sachgemäße Antwort auf diese Frage lautet jetzt: Die Philosophie musste sich von sich selbst verabschieden in eine neue Entsprechung. Das sprachlos gewordene Können der Philosophie löst sich zum einen auf in den nachhaltigen Fortschritt der technischen Wissenschaften und Apparate, überliefert sich zum anderen in eine Sache, die vor die Gegenwart eines gewandelten Weltalters bringt. Entweder: der Mensch hört auf, indem er sich selbst kodiert und maschinell aus dem Tod herausnimmt. Oder: der Mensch kommt zu sich als der Sterbliche im Verweilen in der Muße des Abschieds.